

Karl-May-Gesellschaft (Hrsg.):

**Karl Mays Spuren in der Literatur.**

Auswahl und Anmerkungen von [Hansotto Hatzig](#) und [Rudi Schweikert](#):

*Erste Sammlung.* So-KMG [70/1987](#).

*Zweite Sammlung.* So-KMG [73/1987](#).

*Dritte Sammlung.* So-KMG [78/1988](#).

*Vierte Sammlung.* So-KMG [85/1990](#).

*Fünfte Sammlung.* So-KMG [98/1993](#).

1. Heft: Nachbemerkung

Das vorliegende Bändchen bildet den Auftakt zu einer kleinen Reihe innerhalb der Sonderhefte der Karl-May-Gesellschaft, die den unterschiedlichen dichterischen Reaktionen auf May gewidmet ist.

Um die Vielgestaltigkeit der literarischen Wirkungszeugnisse entsprechend anschaulich zu machen, bieten die einzelnen Textsammlungen jeweils Mischungen aus verschiedenen Formen, May poetisch Reverenz zu erweisen. Daß dies auf mal mehr, mal weniger subtile künstlerische Weise geschieht, versteht sich. – Jedes Heft soll ein Lesebüchlein für sich sein. Die thematischen Schwerpunkte werden wechseln, aber auch wiederkehren, und wiederkehren werden auch einzelne Autoren.

Diesmal liegt die Betonung auf Geschichten, die von der phantasiebestrickenden Kraft und der manchmal gefährdeten Herrlichkeit erzählen, welche aus der Lektüre von Karl Mays Werken entspringen. Liebevoll Parodistisches kommt ebenfalls nicht zu kurz. Die Bandbreite des Dargebotenen reicht vom anrührend-schlichten Gedicht über teils ernst, teils witzig Anekdotisches bis zu einem Beispiel recht freien Umgangs mit Figuren Mays.

[Günter Eich](#) ist so frei, in seinem Hörspiel, eigener kulturkritisch-pessimistischer Weltsicht gemäß, besonders Winnetou anders sprechen zu lassen, als wir es von May her gewohnt sind: vom blinden Verständnis zwischen den Blutsbrüdern Old Shatterhand und Winnetou sieht man nur mehr wenig – Resignation und Trauer liegen über der Szenerie.

Trauer anderer Art spürt man aus [Leonhard Franks](#) „Räuberbande“: Die aus den Büchern gesogene Tröstung hat ebenso wie der aus ihrer subversiven Energie gezogene Trotz gegen die Welt, wie sie ist, keinen reinen Bestand; Winnetou, der pubertierend aufbegehrende Rebell, sieht rasch sein Heil im Schoß der Kirche und wird Mönch – Old Shatterhand, der sensibel-unsichere Stotterer, entwickelt sich unter Qualen zum Maler, zum Künstler, der den großen Schmerz an der Welt gestalten kann.

Heiterer im Ton schildert [Veit Bürkle](#) den Verlust kindlichen Glücks, das seine höchste Erfüllung in gemeinsamer heimlicher May-Lektüre findet. Daß man sich zu diesem Behufe in eine bergende, quasi-uterine Höhlung zurückzieht, begegnet einem in Texten mit diesem Thema übrigens öfter, so in der „Räuberbande“ oder [Romain Garys](#) „Éducation européenne“ (folgt in der „zweiten Sammlung“). Hier hat sich bereits eine gewisse Motivtradition herausgebildet.

Auch die Hullah-Araber [Paul Kellers](#) retirieren in rettend-verbergendes Gewölbe. In anderer motivischer Hinsicht stellen sie allerdings eine Ausnahme dar, denn sonst bevorzugen die jugendlichen Helden solcher Erzählungen, sich für ihre Abenteuer in die westliche Hemisphäre der Wortwelten Mays einzuspinnen. – „Und es zeigte sich, daß jeder seinen Karl May gründlich kannte“, heißt es von den Hullahs, und dies kommt einem versteckten Hinweis des Autors gleich, der nicht ohne Hintergedanken den Hadschi Ali „Ben Akiba“ taufte, dessen bekanntester Ausspruch besagt, daß alles schon mal dagewesen sei. Bei genauerem Lesen sieht man nämlich, daß einzelne Szenen der Erzählung ebensowenig neu sind wie ihre Grundzüge – man denke nur an die Atmosphäre von Mays Dorfgeschichten, speziell die der „Verwünschten Ziege“, oder an Schilderungen versuchter Maultierbändigungen wie etwa im „Ölprinz“. Daß dies kein Zufall ist, zeigen weitere Geschichten Kellers („In den Grenzhäusern“ im Vergleich zu „Weihnacht!“ beispielsweise).

Noch näher an Mays Text rückt [Hans Reimann](#) mit „Joe und Charlie“. So locker improvisiert und leicht hingeworfen diese kobolz-schießende Parodie auch klingen mag, ist sie dennoch präzise gearbeitet. Bereits am ersten Satz läßt sich's ablesen: Der ist aus „Winnetou II“ genommen; damit beginnt der achte Abschnitt des ersten Kapitels. Und liest man da weiter, erkennt man sofort, wie genau Reimann in Mays Buch reingelinst hat – etliche Sätze sind nur um eine entscheidende, den parodistischen Effekt bewirkende Nuance verändert. Die Mayschen „Wangen“ werden zu „sämtlichen Backen“, und selbst die harmlosesten Sätze sind Zitat: „Da hörte ich einen röchelnden Atemzug hinter mir. Rasch meinen mehrfach erprobten Gurkenhobel zückend, drehte ich mich um.“ May: „Da hörte ich einen leisen Atemzug hinter mir. Rasch das Messer ziehend, drehte ich mich um“ (S. 429). Ein Schlitzohr, der Reimann, ein Scherzbold: aus „Wigwam“ macht er Wigman, aus „Savannen“ Sevensen.

Geht's auch bei [Matthießen](#) weniger witzig zu, gilt doch für ihn wie für alle Beiträger dieses Bändchens, was Reimann in seiner vierten „Literazzia“ als Reklame eines Gastwirts notiert hat:

„Am besten schmeckts bei May.  
Vox populi, vox dei.“

R. S.

## 2. Heft: Nachbemerkung

Wie der erste Ausschnitt aus dem Kaleidoskop der breitgefächerten literarischen Beschäftigung mit Karl May und seinem Werk (Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft Nr. 70) bietet auch der zweite Proben und Probchen aus Epik, Lyrik und Dramatik.

Thematische Fäden, geknüpft in der ersten Sammlung, werden weitergesponnen; neue kommen hinzu. Was die Einstellung der einzelnen Autoren ihrem ‚Objekt‘ gegenüber betrifft, so füllt sich der Bereich zwischen ungebrochener Verehrung und kompliziert gebrochener mit weiteren Variationen und Nuancen. Als ein Grundzug der dichterischen Verarbeitung insbesondere der Lektüre Mays kristallisiert sich das Desillusionierende immer deutlicher auf unterschiedlichste Art heraus: Die wohlige Geborgenheit, in die die durch Worte erzeugte Wunschwelt versetzt, wird mit einer anderen – reflektierteren, ‚realistischeren‘ – erzählten Wirklichkeit konfrontiert. Ob die hier (zum Teil auszugsweise) vorgestellten Geschichten schlußendlich auf das, im gelegentlich weitesten Sinne ‚Überleben‘ durch die Bücherwelt setzen oder nicht, über peinvolle Enttäuschungen, einschneidendste Verluste führt allemal der Weg.

Die schwarze Seite der *Conditio humana*, die kontinentumfassende katastrophale Zerstörung des Menschen durch den Menschen, der Krieg, der Weltkrieg, steht sowohl bei [Gary](#) als auch bei Rolves und [Springenschmid](#) gegen die heile, schlimmstenfalls spielerisch aggressive Welt der May-Phantasien, die helfen, das Heillose, unheilbar verwundet zwar, zu überstehen: „Da wußte Old Shatterhand, daß es bisweilen schwerer ist, am Leben zu bleiben, als zu sterben“ (Rolves). Selbst der Janek Garys, dem mit steigender Angst und Gefahr das Rettende aus Mays Dichtung erwächst, kann sich später unter den Partisanen, als er das Unsägliche des Krieges erfahren hat und noch erfährt, jener Lebensbewahrung durch das „Winnetou“-Buch nur müd und weh erinnern. „„Krylenko, der alte Bär, hat mir von dir (= Janek) erzählt. ‚Was hat er gesagt?‘ fragte Janek und ahnte nichts Gutes. ‚Er eröffnete mir, daß sie eine Rothaut adoptiert hätten.‘ Janek zuckte die Achseln. Er dachte an Winnetou, den edlen Indianer. Wie fern das doch alles schien.“ Bitternis bleibt und, allem Irrsinn und Todestrieb zum Trotz, Hoffnung als Prinzip. Janek hat, im Zwang der Verhältnisse, ein Soldatenlager in die Luft gesprengt und einen ‚Feind‘, der ihm wie ein Freund vorgekommen ist, erschossen. Zu seinem Kameraden Dobranski, einem Studenten, meint er: „Wir in Europa haben die ältesten Kathedralen, die ältesten Universitäten, die größten Bibliotheken und die besten Schulen. Aber letzten Endes läuft die ganze europäische Erziehung darauf hinaus, daß uns gelehrt wird, den Mut zu finden, einen Menschen zu erschießen‘ ... ‚Du wirst erwachsen‘, sagte Dobranski traurig.“ Und hebt an zu sprechen „von der Freiheit und der Freundschaft, von Fortschritt, Frieden und Brüderlichkeit, von der allumfassenden Liebe.“

Das Ur-Motiv (das uns bereits in der ersten Sammlung mehrfach begegnet ist) von der Höhle, die vor jeder äußeren Unbill schützt und in der der Wille zum Leben in Gestalt der Phantasie an der Macht ist, erscheint unbeschwerter als in Garys Roman bei [Curt Goetz](#). Jedoch auch hier, in den ‚Binningen-Memoiren‘, setzt das lebensmelancholische „Auf immer fern und verloren“ den Schlußpunkt hinter die Erinnerung an frühes, durch die Lektüre Mays vermitteltes Glück.

Hin zum Bereich ästhetischer Desillusionierung (auch) am Beispiel Mayscher Texte und Figuren führt [Urs Widmer](#). Der Erzähler der „Gelben Männer“ unternimmt mit seinem Kumpel Karl eine Fahrt von Frankfurt nach Basel, kommt dort in ein verlassenes, heimelig-unheimliches Haus, wie man es aus den sogenannten trivialen Lesestoffen nur zu gut kennt, und ein virtuos-phantasmagorisches, ironie-gewürztes Spiel mit Versatzstücken aus dem Kabinett der Unterhaltungsliteratur-Illusionen beginnt: Desillusionierung durch Übereinandertürmen und Gegeneinanderstoßen der Illusionen. ‚Karl‘ (und auch dies gehört zum leichten Umspielen der Karl-May-Sphäre in Widmers Buch) schreibt Romane. „Wenn ich denke‘, sage ich, ‚mit welcher Leichtigkeit Karl schrieb, und wieviel. Er hatte mindestens zweihundert Romane in seiner Kiste.““ Damit nicht genug der Identitätsverschachtelung: „Karl nannte sich Sam Hawkens wegen einer Figur aus den Büchern von Karl May, die er in seiner Jugend geliebt hatte wie nichts anderes.“ Und was der Erzähler im wiedergegebenen 17. Abschnitt liest, ist ein Frühwerk Karls, in dem der Held Sam Hawkens und einem etwas vermummten Karl May begegnet ...

Um Vermummtes von May geht es in [Arno Schmidts](#) „Caliban über Setebos“, ebenfalls zum Zweck ästhetischer Desillusionierung. Wie bei Widmer wird auch bei Schmidt hinter dem clownesken Scherzen mit May Traurigkeit spürbar und ein bißchen seufzender Neid, aus artistischen Gründen nicht mehr so ungezügelt dichten zu dürfen wie er. Da kann man nur sein Formbewußtsein und sein sprachliches Können dagegenhalten ... (Genaueres zur hier abgedruckten Sequenz aus „Caliban über Setebos“ in meinem Überblicksartikel „Karl Mays literarische Wirkung“ im Text + Kritik-Sonderband „[Karl May](#)“, S. 254 f. )

Leichtere lustige Kost serviert [Werner Klose](#) mit seiner Parodie. Hier wird auf kleine Gags angelegter flacher Kobolz geschossen, daß es seine Art hat, direkt und didaktisch, mit schönen Bezügen zu „Winnetou I“ und einem Klischee hinterm anderen – ein Western wird gedreht: „Der Regisseur, dick, hemdsärmelig, Sonnenbrille, bunte Mütze“, tobt und schreit, alles geht schief; Winnetou stürmt herbei, nimmt den Regisseur als Geisel, um dem verzerrten Indianerbild im Film ein spätes Ende zu setzen. Flott gemeinte Sprüche werden geklopft; die Indianerkomparsen setzen die bleichgesichtigen Kollegen gefangen. Doch da erscheinen „Geier“, um die leere Produktionskasse zu plündern; nun sind alle anderen in Fesseln. Old Shatterhand kommt mit Sam und Dick, besiegt, die „Geier“ und befreit die übrigen samt Winnetou und Nscho-tschi. Den Rest kennen Sie. Ein Schulspiel.

Ganz aus kindlich-jugendlicher Sicht erzählen [Küper](#) und [Oker](#), lieblich zu lesen. In einen Metabereich des Humors führt uns [Robert Neumann](#) mit seinen Tagebuchnotizen zu Arno Schmidts satirischer Studie „Sitara“.

Lyrische Einsprengsel, mal heiter, mal ernst, und Prosastückchen aus dem Grenzbereich zwischen Bericht und Fiktion – elegant wie [Kisch](#) aus den Tagesereignissen in ein Gedankenspiel um May hinüberbalanciert – runden das Lesebüchlein diesmal ab.

R. S.

### 3. Heft: Nachbemerkung

Aus dem großen Bonbonglas der von Karl May inspirierten Literatur nach den Kostproben der beiden ersten Sammlungen (Sonderhefte der Karl-May-Gesellschaft Nr. 70 und 73) hier wieder einige Süßigkeiten, saure Drops, und dann und wann ein guter Geist in nuce. Erneut geht es durch unterschiedlichste literarische Gefilde, mal sprachkünstlerisch hoch, mal gedanklich tief, mal durch flaches Gelände, wo sich's flott läuft, mal über anstrengendere Grate, quer durch die drei dichterischen Grundgattungen. Das Geflecht aus Themen und Motiven, welches die bisher versammelten Texte bildeten, wird weitergesponnen, zunehmend komplex, mit Konstanten, mit mehr oder minder gravierenden Abwandlungen, mit bislang noch nicht vorgestellten Elementen.

Da begegnet einem einmal mehr das mit dem prägenden Erlebnis der existentiell glückhaften frühen May-Lektüre und den Konkurrenz-Konflikten beim Ergattern der Ersten Liebe verbundene Motiv der Höhle, in die man sich, seine heile Welt zu bewahren, wie in einen Mutterschoß zurückzieht: So spiegelt sich in der äußeren die innere Befindlichkeit der Figuren wider, die sich absondern von den aufzehrenden Hemmnissen, welche die Welt ihnen entgegenhält, und sich in die herrlich bergenden, ideale Identifikationen ermöglichenden Mayschen Wunschwelten versetzen. Hier, in [Gustav Renkers](#) Geschichte vom „Großen Winnetou“, wandeln sich während der Erzählung allerdings Qualität und Funktion der Höhle. Ist sie zunächst für Joseph Schreier, den kleinen „großen Winnetou“, trutziger Ort trotziger Heimeligkeit und geheimer Allmacht, wird sie später für ihn wie für seinen Rivalen um die Gunst des Backfisches Ilse zum Ort des Unheimlichen, der Lebensbedrohung und fast der Ohnmacht.

Ein Motiv-Zug, wohlbekannt aus „Tom Sawyers Abenteuer“ (1876) von [Mark Twain](#). Dort geraten Tom und Becky (die sich ähnlich verletzend-irritierend verhält wie später Renkers Ilse) nach anfänglichem Staunen und Forschen immer tiefer ins dunkle Höhlengewirr aus Hallen und Gängen, bis sie sich darin verlieren und dem Grauen anheimgegeben sind. Ein Rettungstrupp aus dem nahen Heimatstädtchen macht sich auf – wie bei Renker –, doch Tom findet selbst – anders als bei Renker – nach draußen zurück.

Auch das Thema Weltkriegserlebnisse in Verbindung mit May-Lektüre (beziehungsweise der Erinnerung daran) ist aus bereits präsentierten Texten bekannt. Diesmal erscheint es in zwei formal wie inhaltlich sehr disparaten Exempeln.

Einmal in [Scharnagls](#) ‚Pantomime‘ „Winnetu“, die auf den ersten Blick so dadahaft ulkig daherkommt, mit einer Prise Morgenstern und viel phantastischer Willkür. Doch dann wird's nur zu deutlich: Das absolute, Leben in rauhesten Mengen vernichtende Desaster des Krieges läßt nicht mehr viel anderes zu, als mit schrillum Gelächter die Dissonanz zwischen zuvor verbindlich scheinenden hehren Werten und grauser Dreckswirklichkeit durch scharfsplittriges Gemix versprengter literarischer, militärischer, filmischer Erfahrungspartikel darzustellen. Die alten Heroen sind lächerlich geworden; in parodistischer Umkehrung von [Sascha Schneiders](#) Deckelbild zum dritten Band „Winnetou“ fällt der nackte, kurzsichtige Winnetu in des Wortes doppelter Bedeutung aus allen Wolken.

„Stecowa“ von [Gustav Goes](#) ist das zweite Beispiel. Artistisch konventioneller als Scharnagls traurig-bittere Kurz-Farce, hat diese Erzählung dennoch ihre eigenen Reize. Auf einen handwerklichen Clou möchte ich besonders hinweisen. Ein Angelpunkt der Geschichte liegt in der starken Betonung einer pathetisch-mystisch umhauchten Einheit von Roß und Reiter speziell zu Zeiten der Gefahr. Der Erzähler sucht nach Vorbildern in Geschichte und Dichtung: „Ich fand nichts, und doch muß ich schon einmal von einem solch engen Verhältnis ... gehört haben. Wann und wo? Ich wußte es nicht.“ Die Spannung löst sich schnell, als sein Begleiter den Namen Karl May erwähnt – Rih fällt dem Erzähler ein. Alles in Ordnung, die Geschichte nimmt ihren Fortgang, und der May-Kenner freut sich. Wer nun aber [Hugo von Hofmannsthals](#) „Reitergeschichte“ (1899) kennt, freut sich doppelt. Er sieht „Stecowa“ als verkapptes Remake der Novelle Hofmannsthals, in dem die plakativ-wirksame Rätsellösung via May diesen wesentlicheren Bezug zur Beruhigung des unterschwellig rumorenden schriftstellerischen (Diebs-)Gewissens („muß schon einmal davon gehört haben“) überdeckt. Denn auch in Hofmannsthals „Reitergeschichte“ geht es um einen Kavalleristen, der sich mit seinen Kameraden einem öden Dorf gegenüber sieht; sein Pferd wittert, will nicht hinein und ‚warnt‘ ihn – vergeblich. Es erfolgt der Eintritt in den Traum-, ja Alptraumbereich, in das Todesreich: bleierne Atmosphäre, Unbehagen, Lähmung, Grauen – dann der höchste Schrecken, die entsetzliche (halluzinierte?) Begegnung mit dem Tod (in der traditionellen Gestalt des Doppelgängers); Flucht in stärkstem Galopp. Goes' Geschichte endet harmlos, im Gegensatz zu der Hofmannsthals, der mit ungleich mächtigerer künstlerischer Substanz gerafft und raffiniert dem Elend des sich und seinesgleichen ausgelieferten Menschen vielschichtige Sprach-Form verleiht. Neben Parallelen im Aufbau finden sich freilich ebenfalls welche im erzählten Detail, angefangen bei Signalwörtern („Nest“) über bestimmte Impressionen (mit Kohle Gezeichnetes) bis hin zur Dorfbeschreibung (Goes: Strohdächer „wie eine Herde sich duckender unheimlicher Tiere“; Hofmannsthal steigert das Grauen durchs Ostinato einzelner Schilde-

rungen unheimlicher Tiere, die durchs Dorf streichen).

Solche mehr oder minder leicht erkennbaren ‚Materiebrücken‘ zwischen Dichtungen sind alles andere als selten. Weiterer Beleg in diesem Heft: [Paul Kellers](#) Erzählung „In den Grenzhäusern“, bei der umgekehrt wie im vorigen Fall – als nichtgenannte literarische Bezugsgröße Karl May mit dem Einleitungskapitel aus ‚Weihnacht!‘ fungiert. Es gleichen sich Grundsituation (Seminarist auf Ferienwanderung im deutsch-österreichischen Grenzgebiet, ein Gendarm tritt auf, Einkehr ins Gasthaus, Freundschaft mit dem fremden Wirt; eine Geschichte um Liebe, Tod und Elend schließt sich an) ebenso wie Einzelheiten, besonders beim Gasthausaufenthalt: österreichische Zigarren, Buttermilch und Bier etwa. Der für May typische Länder-Dualismus inklusive Schmuggelei, das geheime Hin und Her zwischen zwei Häusern diesseits und jenseits („Roter“ und „Blauer Hahn“) kommen auch bei Keller zum Tragen. Vielleicht noch dies zum besseren Verständnis der Ausschnitte: Das Sträußchen, das der Gendarm am Hut trägt und von beiden „Hahnen“-Wirten bei dessen Besuchen stets erneuert wird, ist der ‚Geheimcode‘ für Schmuggelware. Schlußpointe: Wenzel, der Gendarm, gibt nach langen Jahren kund, daß ihm dies die Zeit über bekannt gewesen sei und er nicht zuletzt deswegen so viele Pascher habe fangen können. Davor eingeschoben die traurige Liebes- und Leidgeschichte um Wenzel, den ausgebufften sympathischen Pascher Liebich und Franziska, die beide begehren, und Liebich gewinnt, aber bald durch den Tod verliert. – Den Seminarabenteuern, die May vor der Gebirgswanderung schildert, korrespondiert bei Keller, nebenbei gesagt, die Erzählung „Das Königliche Seminartheater“ mit Berichten über Orgelspiel und frühe dichterische Erfolge.

Von [Arno Schmidt](#) diesmal eine Stelle aus „Kaff auch Mare Crisium“, an der sich Essay- und Romanform wie später durchgehend in „Zettels Traum“ vermischen: eine Vorformulierung des „Sitara“-Ansatzes von den vier May-Lesemodellen im Gespräch des Ich-Erzählers Karl mit seiner Freundin Hertha und seiner Quasi-Tante Heete im Heidehaus zu Giffendorf, gespickt mit Anspielungen auf und Aussprüchen aus der damals, 1960, offiziell unzitierbaren Schrift Mays, „Emma Pollmer, eine psychologische Studie“. Daß Schmidt dies, wie „Sitara und der Weg dorthin“, als schmerzvoll-humoristische Trauerarbeit am Mythos des Dichtens ausgerechnet am Beispiel des Groß-Autors, der ihn mit am längsten und, trotz aller Skepsis hochgeliebt, mit am nachhaltigsten anzog, schrieb, aus unbedingtem Erkenntnisdrang, aus selbstzerstörerischem Wissenwollen um auch die eigenen Wurzeln der Kreativität –: das verkennen kann nur ein **Schöps**. (Ein Typoskript Schmidts jener ‚Copie Nr. 2‘ von Mays Studie fand sich übrigens in seinem Nachlaß; ob es sich dabei um eine Abschrift handelt, bleibt derzeit offen.)

Leichter der Humor des gekonnt pointensicheren [Curt Goetz](#) – immer ein Genuß, und für Freunde des sogenannten gezeichneten Humors sicher ein Sahnebonbon **Oskar Kinds** Verse „Karl May unter den Apachen“, den Gaunern von Paris. Dazu Besinnliches und Verehrendes aus der Feder [Horst-Wolfram Geißlers](#) und von [Marie Hannes](#): Das war’s in Sammlung Nummer 3.

R. S.

#### 4. Heft: Nachbemerkung

Die literarische Auseinandersetzung mit Karl May und seinem Werk hat viele Gesichter. Das haben die drei ersten Sammlungen seiner „Spuren in der Literatur“ (Sonderhefte der Karl-May-Gesellschaft Nr. 70, 73 und 78) gezeigt, und das zeigt auch die vierte. Manche ‚Gesichtszüge‘ treten immer wieder, variiert, aber charakteristisch, hervor: Die Nase, die sich ach so leicht parodistisch drehen lässt, wenn man ein kritisches Gespür hat für Mays Bühnenpathos in Sprache und Handlungsführung, der wohlgeformte lyrische Mund, der mal mitfühlend, mal schnoddrig über May spricht, und auch das Auge des Zeichners, der seine Bilder voller May-Geist kommentierend in Worte fasst.

Auge, Nase, Mund – das ‚Gesicht‘ ist damit natürlich nicht komplett. Es fehlt etwa noch die Stirn, die einige Kollegen Mays hatten, sie nachdenklich in Erinnerungen an prägende Jugendlektüre oder bei Reflexionen über das für sie immer faszinierend bleibende „Phänomen Karl May“ zu runzeln (um ein Wort- und Wendungsspiel von [Heinz Erhardt](#) – „Auch ich war in Indianien“ – beim Schopfe zu packen

und aus seinem „Ölprinz“-Verfilmungsbericht hierher zu schmuggeln).

Die Texte unserer verschiedenen Sammlungen haben ein eigenes und so enges Beziehungsgeflecht herausgebildet, dass sie sich gelegentlich selbst kommentieren. Das reicht sogar so weit, dass eine Stelle aus [Hermann Kants](#) „Aula“ eine in der ersten Sammlung unerläutert gebliebene parodistische Fußnote Hans Reimanns („Joe und Charlie“) erhellt: [Reimann](#) hatte den maytypischen „Zounds!“-Ausruf mit „Zuntz sel. Witwe“ ‚verdeutsch‘. Bei Kant können wir nun lesen, dass eine „Wanda“ vom „Vorkriegskaffee bei Zuntz sel. Witwe“ in Berlin schwärmt („Die Aula“, S. 173 der Fischer-Taschenbuchausgabe von 1968).

Blieben wir gleich bei der „Aula“. Deren ‚Held‘ Robert Iswall ist zum Verräter an seinem Jugendfreund Gerd Trullesand geworden, um die von beiden begehrte Vera Bilfert zu erobern. Wir kennen diese Dreieckskonstellation aus früheren „Sammlungen“. Ohne dass es ausdrücklich gesagt wird, steht dieses Zentralproblem auch diesmal mit May in Verbindung, nämlich mit der scheinbar nur am Rande erzählten Episode vom Chef, der sich nicht zur May-Lektüre bekennen will und sie seinem Fahrer in die Schuhe schiebt. Denn im Verhalten des unaufrichtigen Chefs spiegelt sich, fein unter der Textoberfläche, das Täuschen, Intrigieren und Versteckspielen von Robert wider.

Ebenfalls ums Vortäuschen dreht es sich in [Piero Chiaras](#) kleiner Erzählung. Sie bestätigt aufs neue die großen Suggestiv-, aber auch Subversivkräfte, die aus Mays Wortwelten strömen: Chiara schreibt und erzählt, wie er als Junge niedergeschrieben hat, was ihm wie Eigenes vorkam, aber von Mioni geschrieben worden war, der erzählte, was May bereits erzählt hatte. Es ist wie mit den russischen Holzpüppchen, wo eins im andern steckt, und alle, die hier zum Vorschein kommen, tragen die verschmitzten Züge Karl Mays. Und immer steckt etwas von Revolte in diesen Schreibe-Aktionen, freilich ohne Falsch, was den Ich-Erzähler betrifft, von Auflehnung gegen tradierte Ordnung, von Freiheitsluft, von Diebsgelüst und Machtträum.

Bücher machen das Überleben in der Welt erst möglich – diesen Gedanken vergegenständlicht [Werner Quednau](#) in seiner Kurzgeschichte ausgerechnet durch ein Karl-May-Buch und nimmt damit unausgesprochen ein Motiv auf, das – schützender Gegenstand auf dem Herz rettet das Leben – literarische Tradition hat, aber justament bei May in „Am Jenseits“ mit großer Geste durchgespielt wird: Der Schuss, der Khutab Agha, den Basch Nazyr, treffen soll, bleibt in einem Buch stecken, im Buch der Bücher gar, in einem Neuen Testament, und die tiefste von der Kugel berührte Stelle liegt da, wo es heißt: „Liebet eure Feinde ...“ Ob bei aller heroisch-sentimentaler Oberflächlichkeit, mit der Quednau erzählt, nicht doch ein Quäntchen humaner Subversivität gegen das Große Morden, für das der „Kriegsbericht“ schrieb, in der Assoziation jener Stelle aus „Am Jenseits“ liegen mag, die so mancher Leser damals haben konnte?

Das Nachspielen von geliebten Stellen und Situationen aus Geschichten Mays gehört für schöpferische Menschen oft einfach zur (manchmal ironisch gebrochenen) artistischen Selbstvergewisserung in Form eines Ganges ‚ad fontes‘. Denn wenn ‚das Kind im Manne‘ durchdringt à la [Zuckmayer](#) und [Krauß](#), dann teilt sich in den mehr ernst- als scherzhaften Identifizierungen – Rituale des Danks an die aufmüpfige Macht der Phantasie schlechthin – retrospektiv-auffrischend auch immer noch etwas mit von der großen psychischen Grundenergie, die Mays Texten innewohnt und die einem inneres Leben in Hülle und Fülle bescherte, und vom kräftigen Anschub, den das eigene kreative Potential davon bekommen hat, egal, in welche künstlerische Richtung es einen dann letztendlich führte.

Die Preisungen – „Ewiges Gedächtnis, ewiger Ruhm deinem Namen!“ ([Bergengruen](#)), „O herrlicher sächsischer Lügenbold!“ ([Kant](#)) – zählen ebenso dazu wie die empathisch kritischen Überlegungen aus Kollegenwarte, wie’s May denn nun gedreht hat, dass sein Werk so vital bleibt.

Die Form dieses kritischen Hineinversetzens kann sehr unterschiedlich sein. Umwerfend „gohmsch“ kann’s wieder mal [Reimann](#), der die berückend herrlichen Schwächen Mays (also eigentlich Stärken) durch das humoristische Parademittel der Kontrastierung kenntlich macht und gleichzeitig die Lachmuskeln der Leser strapaziert. Wenn May mit Klischee-Aplomb formuliert „Mann, Sie sind wahnsinnig!“, dann holt Reimann dies mit einem schlichten „Bai Ihn biebds“ auf den Boden der poetischen Tatsachen herunter. Leicht zum Kischern macht’s auch [Kisch](#). [Wolfgang Goetz](#) dagegen spinnt sein

Nachdenken über May in einen von literarischen Anspielungen und Zitaten durchwobenen Text (in Sachen unseres Autors ist also nicht nur sein Namensvetter Curt ergoetzlich).

Bemerkenswert und stets zu betonen bleibt angesichts solcher Kostproben, dass es (natürlich) gerade die Leute vom schriftstellerischen Fach sind, die für Mays Doppelbödig- und Schlitzohrigkeit einen Riecher haben (etwa Goetz, wenn er Mays Frömmigkeit näher betrachtet), denn zur kleinen Sippe der Verweigerer, der Hakenschlager wider Bürgerordnung und Ideologien, seien es religiöse oder andere, gehören sie mehr oder weniger alle, und sie wittern den Stallgeruch und die Tücke ihres Objekts besser als viele andere Interpreten – Karl May war eben ‚auch einer‘.

R. S.

##### 5. Heft: Nachbemerkung

Eine Besonderheit der literarischen Wirkung Karl Mays ist sicherlich ihre Bandbreite. Selten dürften ein Autor und sein Werk so unterschiedliche Zeugnisse künstlerischer Reaktion ausgelöst haben. Ob ästhetisch raffiniert oder simpel, ob ernst oder parodistisch, ob gut oder schlecht, ob episch, lyrisch oder dramatisch, ob in dieser oder jener Genre-Mischform – alles ist vertreten.

Aus dem, was diesmal, in der fünften Sammlung, an Beispielen vertreten ist, läßt sich der Schwerpunkt ‚Bild‘ unschwer herauskristallisieren. Um Bilder im eigentlichen Sinn geht es häufig, um Fotos, um Filme, aber auch um Bilder in übertragener Wortbedeutung, um Vorstellungsbilder, um innere Bilder, die man sich von jemandem oder von einer bestimmten Sache macht.

Treffen Bilder der Vorstellung und Wahrnehmungsbilder aus der äußeren Wirklichkeit aufeinander, bleibt oft genug der Schmerz nicht aus, wenn die einen den anderen nicht standhalten und der Schleier der Maja ein wenig gelüftet wird.

So geht es Charlotte in [Doris Dörries](#) Geschichte. Satt-sorgenlos fährt sie, eine Erinnerung an den alten Master Charley schon im eigenen Namen tragend, in ihr heroisches Touri-Abenteuer, das sich nicht ganz so entwickelt, wie gedacht. Endlich allein in der weiten Landschaft, Sehnsucht des eingengten Westeuropäers? Nichts davon. Zwar ist sie allein, aber wie: im Ausland im Elend, konfrontiert mit dem, was die zwielichtige Zivilisation mit denen angerichtet hat, die sie in jeglichem Sinn enteignete. Schöne Erinnerungen werden als trügerische entlarvt, die bunten Filmbilder von früher zerfallen vor der unmittelbaren desaströsen Wirklichkeit. Das fehlende Fragment aus dem „Bravo“-Riesenspostersammelbild, die Verflachung des Verflachten, auf die man ehemals, jung, so begierig hereinfließ, wird zum ironisch-kulturmelancholischen Symbol.

Harmloser geht es bei [Friederike Hübner](#) in ihrer Variante der Konfrontation von innerem Bild und äußerer Realität zu. Wenn ein Autor sich zu einem so gigantischen Ich träumt, wie es Karl May tat, und junge Leser, auf eine bestimmte Weise ganz natürlich, den Wahn selbstverständlich für Wirklichkeit nehmen, dann ist der Schreck, wie vor dem brutal-direkten Augenschein das hehr-heroische Bild vom Autor der Abenteuer, an denen man symbiotisch teilhatte, in nichts zersplittert, nur zu verständlich.

[Roda Roda](#), der große Anekdoten-Erzähler, gibt ein „peinlichstes Erlebnis“ zum besten, wo Schein und Sein, falsche Vorstellung und richtige Wahrnehmung gleich auf Gutsherrenart peinlich auseinanderdividiert werden. Ein peinliches Erlebnis fürwahr.

Wieder, und wie anders gewendet erscheint der Schreck und Schock, ausgelöst durch Bilder, Fotos wie Erinnerungsfetzen, im „Fall Adams“ [von [Hans Wollschläger](#)]. Bis in die Ur- und Untiefen der menschlichen Mangel-Existenz schlechthin reicht hier der Text, greift aus in umfassender Wortmächtigkeit, die auf Adams' Suche nach seinem Vater zusammenfällt am beseligenden Entsetzenswort Padang zu den Anfangslauten des Kindes, die den Wunsch nach Geborgenheit und nach Vernichtung, nach Liebe und Tod, nach Dad und dead gleichermaßen ausdrücken – „papada“ – „dad pang“.

„Unsinn“ kommentiert der Skeptiker in Adams, doch wieviel Sinn steckt bekanntlich nicht darin ...

Der Tod ist ein Meister, der in vielen Texten unserer „Sammlungen“ regiert, so auch hier wieder, und nicht nur in den Geschichten, die vordergründig vom Krieg handeln. Widerlich versteckt er sich, der Meister aus Deutschland, nur wenig vom Reim übertüncht, in [Max Barthels](#) scheinheiligen [Versen](#). „Und immer standen wir bei den Schwächern“, singt der Dichter, worauf sich „wir waren siegreich im Kampf mit Verbrechern“ unrein reimt. Für welch dreckige Ideologie May mißbraucht wurde, zeigt am deutlichsten die letzte, menschenverachtende Strophe, wo als ‚Erkenntnis‘ hingestellt und propagiert wird, „das Leben“ sei „Kampf mit dem Pack“; „da hatten wir unseren Freund“ – gemeint ist May – „verstanden / und griffen an mit dem Tomahawk.“ Pack reimt sich auf Tomahawk, auch so weiß man, was man vor sich hat.

Im „Schwejk“ [von [Jaroslav Hašek](#)] werden dann solche Stinkigkeiten im Umgang mit May (und nicht nur ihm) gewohnt treuherzig subversiv ins Heitere überführt.

Ins Heitere führen weiter [Roth](#) und [Poth](#). Und [Erhardt](#), wer kennt’s von ihm nicht, er hardt so lange aus, bis auch der letzte Wortwitz aus seinem Löchlein geschlüpft ist, um sich allsogleich in den Schlingen des Sprach-Schelms zu verfangen. Lassen wir’s mild im Heiteren enden.

R. S.